



JODI PICOULT
DIE WAHRHEIT
MEINES VATERS

ROMAN

PIPER

Mutter ein Stück zur Seite, damit ich den Boden mit Küchenpapier sauberwischen konnte. Dann stellte ich mich hinter sie und faßte sie unter den Armen. Ich versuchte, sie leicht anzuheben und zur Couch im Wohnzimmer zu schleifen.

»Was kann ich tun?«

Delia hatte wohl schon eine Weile in der Tür gestanden. Sie sah mir nicht in die Augen, aber sie half mir, meine Mutter zur Couch zu tragen und auf die Seite zu legen, damit sie, falls ihr wieder schlecht würde, nicht am eigenen Erbrochenen erstickte. Ich schaltete den Fernseher ein, eine Serie, die sie mochte. »Eric, Schätzchen, bist du so lieb und holst mir ...«, lallte meine Mutter, doch ehe sie den Satz beenden konnte, war sie wieder weggetreten. Als ich mich umdrehte, war Delia nicht mehr da.

Das wunderte mich überhaupt nicht. Genau wegen dieser Situationen hatte ich die Sache ja vor meinen besten Freunden geheimgehalten. Ich war mir sicher, sie würden Reißaus nehmen, wenn sie die Wahrheit sahen.

Ich ging zurück in die Küche, jeder Fuß schwer wie Blei. Da stand Delia, einen Schwamm in der Hand, und blickte auf das Linoleum. »Kriegt man mit Teppichreiniger wohl auch was anderes als Teppiche sauber?« fragte sie.

»Geh lieber«, sagte ich, den Blick auf den blau gepunkteten Fußboden gerichtet, als würde mich das Muster faszinieren.

Delia kam näher, sah, was für ein Monster ich in Wirklichkeit war. Mit einem Finger malte sie sich ein X auf die Brust. »Ich sag's keinem.«

Eine verräterische Träne lief mir über die Wange, und ich wischte sie mit der Faust weg. »Geh lieber«, wiederholte ich, obwohl es das letzte auf der Welt war, was ich wollte.

»Okay«, sagte Delia. Aber sie blieb.

Das Polizeirevier in Wexton unterscheidet sich in nichts von irgendeinem anderen Polizeirevier in irgendeiner anderen Kleinstadt: ein gedrungener Betonbau mit einem Flaggenmast davor, im Empfangsbereich eine Polizistin, die so selten beansprucht wird, daß sie einen tragbaren Fernseher auf ihrem Schreibtisch aufgestellt hat; eine Wand, die mit selbstgemalten Bildern einer Kindergartenklasse tapeziert ist, als Dankeschön an die Polizei, weil sie alle beschützt. Ich gehe hinein und bitte darum, mit Andrew Hopkins sprechen zu dürfen. Ich sage der Polizistin, daß ich sein Anwalt bin.

Eine Tür summt, und ein Sergeant kommt in die Eingangshalle. »Hier entlang bitte«, sagt der Officer und führt mich durch die verschlungenen Gänge zum Zellenbereich. Ich lasse mir Andrews Haftbefehl zeigen, und wie jeder Verteidiger tue ich so, als wüßte ich mehr, als ich bis zu dieser Minute tatsächlich weiß. Als ich das Schreiben überfliege, habe ich Mühe, keine Miene zu verziehen. *Entführung?*

Andrew Hopkins wegen Entführung anzuklagen, ist ungefähr so, als würde man Mutter Teresa Häresie vorwerfen. Soweit ich weiß, hat er in seinem Leben noch nicht einmal einen Strafzettel bekommen, geschweige denn irgendeine kriminelle Handlung begangen. Er war

und ist ein Bilderbuchvater – achtsam, liebevoll –, ich hätte gern so einen Vater gehabt. Kein Wunder, daß Delia so aufgewühlt ist. Wenn der eigene Vater plötzlich bezichtigt wird, ein Doppelleben zu führen, wo er doch seit jeher eine öffentliche Figur ist, wie sie öffentlicher kaum sein kann – das ist doch reiner Wahnsinn.

Das Polizeirevier von Wexton verfügt über zwei Arrestzellen, die eigentlich nur dann benutzt werden, wenn jemand betrunken am Steuer erwischt wurde und seinen Rausch ausschlafen muß; in der auf der linken Seite war ich selbst schon mal. Andrew sitzt auf der Eisenbank in der anderen. Als er mich sieht, erhebt er sich.

Bis zu diesem Augenblick habe ich ihn noch nie als alten Mann gesehen. Aber Andrew geht stramm auf die Sechzig zu, und in dem fahlen, grauen Licht der Zelle sieht er kein Jahr jünger aus. Seine Hände schließen sich um die Gitterstäbe. »Wo ist Delia?«

»Es geht ihr gut. Sie hat mich aus der Kanzlei geholt.« Ich mache einen Schritt auf Andrew zu und wende dem Sergeant den Rücken zu, warte ab, bis er den Raum verläßt. »Hör mal, Andrew, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Hier liegt offensichtlich eine Verwechslung vor. Die Sache wird sich bald aufklären, und du kriegst vielleicht noch eine Entschädigung für den emotionalen Streß. Ich –«

»Es liegt keine Verwechslung vor«, sagt er leise.

Ich starre ihn an, sprachlos. Er will sein Geständnis wiederholen, doch ich falle ihm ins Wort: »Sag es mir nicht. Sag auch sonst nichts, klar?«

Ein Teil von mir hat automatisch auf Strafverteidiger umgeschaltet. Wenn dein Mandant gesteht, steckst du dir Ohrstöpsel rein und machst deine Arbeit. Wie immer die Anklage lautet – schwere Straftat oder Bagatelldelikt, Mord oder, du lieber Himmel, Entführung – es gibt immer noch Möglichkeiten, den Geschworenen die Grauschattierungen vor Augen zu führen.

Aber ich bin nicht nur Anwalt, sondern auch Delias Verlobter. Ein Mann, der die Wahrheit erfahren muß, damit er sie Delia erzählen kann. Was für ein Mensch stiehlt ein Kind? Was würde ich mit dem Schwein anstellen, das Sophie entführen würde?

Ich blicke auf den Haftbefehl. »Bethany Matthews«, lese ich laut.

»Das ... war ihr Name.«

Mehr muß er nicht sagen. Ich weiß im selben Augenblick, daß Delia gemeint ist. Daß sie das kleine Mädchen ist, das vor einer Ewigkeit entführt wurde.

Nicht alle Kriminellen sind Schlägertypen mit schwarzer Lederjacke und einem dicken Warnzeichen auf der Stirn, das weiß ich besser als die meisten Menschen. Kriminelle sitzen neben uns im Bus. Sie sitzen im Supermarkt an der Kasse, lösen in der Bank unsere Schecks ein und unterrichten unsere Kinder. Sie sehen aus wie du und ich. Und deshalb kommen sie ungestraft davon.

Der Anwalt in mir rät dringend zur Vorsicht, erinnert mich daran, daß es mildernde Umstände geben muß, die ich noch nicht kenne. Der Rest von mir fragt sich, ob Delia geweint hat, als er sie entführte. Ob sie Angst hatte. Ob ihre Mutter jahrelang nach ihr

gesucht hat.

Ob sie noch immer nach ihr sucht.

»Eric, ich ...«

»Morgen ist in New Hampshire eine Anhörung wegen Flucht vor Strafverfolgung«, unterbreche ich ihn. »Aber die Anklage wegen Entführung wurde von einer Grand Jury in Arizona erhoben. Für die Klageerwiderung müssen wir dorthin.«

»Eric –«

»Andrew« – ich drehe ihm den Rücken zu – »ich kann nicht. Ich kann einfach nicht, nicht jetzt.« Ich bin schon fast aus dem Arrestbereich, drehe mich aber im letzten Moment um und gehe zu der Zelle zurück. »Ist sie deine Tochter?«

»Natürlich ist sie meine Tochter!«

»Natürlich?« zische ich. »Herrgott, Andrew, ich habe soeben erfahren, daß du ein Kidnapper bist. Ich muß Delia sagen, daß du ein Kidnapper bist. Ich finde eigentlich nicht, daß die Frage ungerechtfertigt ist.« Ich hole tief Luft. »Wie alt war sie?«

»Vier.«

»Und in achtundzwanzig Jahren hast du ihr kein Wort davon gesagt?«

»Sie liebt mich.« Andrew blickt zu Boden. »Würdest du das aufs Spiel setzen?«

Ohne eine Antwort drehe ich mich um und gehe.

Als ich elf war, habe ich gemerkt, daß Delia Hopkins weiblich ist. Sie war nicht wie andere Mädchen: Sie hatte keine verträumte, schnörkelige Schrift, sie kicherte auch nicht hinter vorgehaltener Hand, so daß wir uns fragten, was wir falsch gemacht hatten. Sie kam nicht mit adretten, fest geflochtenen Zöpfen zur Schule. Statt dessen sprach sie mit Fröschen. Sie konnte den Puck von der Blauen Linie mit einem Schlagschuß ins Tor befördern. Sie ritzte sich als erste mit Fitz' Fahrtenmesser die Hand auf, als wir drei Blutsbrüderschaft schlossen, und sie zuckte dabei nicht einmal mit der Wimper.

In dem Sommer nach der fünften Klasse veränderte sich alles. Ohne daß ich es wollte, roch ich Delias Haar, wenn sie neben mir saß. Ich bemerkte, wie sich ihre gebräunte Sommerhaut über ihren Schultermuskeln spannte. Ich beobachtete sie, wenn sie das Gesicht in die Sonne drehte und spürte, wie mein Körper reagierte.

Ich behielt diese Gedanken für mich, bis die Hälfte der sechsten Klasse um war, bis zum Valentinstag. Zum ersten Mal in der Schule mußten wir nicht für alle in der Klasse eine Karte mitbringen. Die Mädchen flatterten durch die Mensa wie Schmetterlinge und landeten immer nur ganz kurz, um den Jungs, die sie mochten, einen Kuß auf die glühenden Wangen zu drücken. Wenn du der Auserwählte warst, tatest du angewidert, aber in dir drin brannte es heiß.

Fitz bekam eine Karte von Abigail Lewis, die ganz frisch eine im Dunkeln leuchtende Zahnspange bekommen hatte und sich, so wurde gemunkelt, mit Jungs in die Gerätekammer des Hausmeisters schlich, um ihnen die Lichtshow zu zeigen. Ich selbst hatte

in der Gesäßtasche ein gefaltetes rosa Herz, das ich auf ein Stück rote Pappe geklebt hatte. *Wenn du bei mir bist, schrillt in meinem Kopf eine Sirene*, hatte ich darauf geschrieben und dann hinzugefügt: *Wie bei einem Lkw, der zurücksetzt*.

Ich wollte das Herz Delia schenken, doch zimal am Tag ergab sich einfach kein passender Moment – Fitz war bei uns oder sie stöberte gerade in ihrem Spind herum oder der Lehrer kam ausgerechnet in dem Augenblick an meinem Tisch vorbei, als ich es ihr über den Gang hinweg zustecken wollte. Als ich das Herz schließlich aus der Tasche fischte, schnappte Fitz es sich. »Du hast auch eine Karte gekriegt, was?« Er las sie vor, und er und Delia lachten.

Wütend riß ich sie ihm wieder aus der Hand. »Die hab ich nicht gekriegt, du Blödmann. Die will ich jemandem schenken.« Und weil Delia irgendwie noch immer lachte, marschierte ich an ihr vorbei und schnurstracks auf das erstbeste Mädchen zu, das ich sah, Itzy Fisher, die ein Tablett mit Essen trug. »Da«, sagte ich und schob ihr die Karte zwischen die Serviette und das Stück Pizza.

An Itzy Fisher fand ich absolut nichts Besonderes. Sie hatte langes Kraushaar, das ihr fast bis zum Po fiel, und sie trug eine Goldbrille, die manchmal im Unterricht die Sonne reflektierte und kleine Lichtflecken an die Tafel warf. Ich hatte das ganze Jahr höchstens drei Worte mit ihr gewechselt.

»Itzy Fisher?« sagte Delia vorwurfsvoll, als ich mich wieder hinsetzte. »*Die magst du?*« Und dann stand sie auf und lief aus der Cafeteria.

Stöhnend ließ ich den Kopf auf die Arme sinken. »Ich hab die Karte nicht für Itzy gemacht. Die sollte für Delia sein.«

»Delia?« sagte Fitz.

»Das verstehst du nicht.«

Fitz blickte mich eindringlich an. »Wie kommst du darauf?«

Jedes Mal, wenn ich mich an den Augenblick erinnere, wird mir klar, daß das, was als nächstes passierte, auch anders hätte ausgehen können. Daß mein Leben vielleicht ganz anders verlaufen wäre, wenn Fitz nicht so ein guter Freund oder eher ein Rivale oder nur sich selbst gegenüber ehrlicher gewesen wäre. Doch statt dessen bat er mich um einen Dollar.

»Wieso?«

»Weil sie stinksauer auf dich ist«, sagte er, während ich in meiner Tasche nach dem Schein kramte. »Und ich kann das ändern.«

Er fischte einen Filzstift aus seiner Mappe und schrieb irgend etwas quer über das Konterfei von George Washington auf dem Dollar. Dann knickte er den Schein der Länge nach, faltete den unteren Rand hoch und schlug die Hälften zur Mitte hin ein, drehte alles um und steckte beide Seiten fest. Ein paar weitere Handgriffe, und er reichte mir einen Dollar in Herzform.

Als ich Delia fand, saß sie unter dem Wasserspender vor der Sporthalle. Ich gab ihr Fitz'

Herz. Ich sah zu, wie sie es entfaltete, las mit ihr zusammen, was drauf stand: *Wenn ich nur dich bekäme, wäre ich Milliardär.*

»Itzy könnte eifersüchtig werden«, sagte Delia.

»Itzy und ich haben Schluß gemacht.«

Sie lachte. »Das ist die kürzeste Beziehung in der Geschichte der Menschheit.«

Ich blickte sie an. »Dann bist du nicht mehr sauer auf mich?«

»Kommt drauf an. Hast du das geschrieben?«

»Ja«, log ich.

»Kann ich den Dollar behalten?«

Ich blinzelte. »Ja, klar.«

»Dann nein«, sagte sie. »Ich bin nicht mehr sauer.«

Noch jahrelang achtete ich darauf, ob sie den Dollar für irgendwas ausgab – jedes Mal, wenn sie Geld hervorholte, um Bonbons oder ein Eis oder eine Cola zu bezahlen, sah ich nach, ob Fitz' Worte darauf standen. Doch soweit ich weiß, hat sie den Schein nie ausgegeben. Soweit ich weiß, hat sie ihn noch immer.

Als ich Andrews Haus betrete, ist alles still. Ich rufe nach Delia, doch es kommt keine Antwort. Ich laufe herum, sehe im Bad und im Wohnzimmer und in der Küche nach, und dann höre ich von oben Geräusche. Die Tür zum Kinderzimmer ist geschlossen. Als ich sie öffne, sehe ich Sophie, die auf dem Boden hockt und mit dem Massakerpuppenhaus spielt. Delia und ich haben es irgendwann so genannt, weil Sophie, wenn sie genug vom Spielen hat, immer alles in heillosem Durcheinander zurückläßt, die Möbel sind umgekippt und ein oder zwei Barbies liegen ausgestreckt auf dem Boden in der Küche oder im Bad. »Daddy«, sagt sie, »hast du Grandpa wieder mitgebracht?«

»Ich arbeite daran«, erwidere ich und streiche ihr übers Haar. »Wo ist Mommy?«

»Im Garten mit Greta.« Sophie hält eine Ken-Puppe an die Vordertür. »*Aufmachen. Polizei*«, sagt sie.

Wenn ich Sophie anschau, sehe ich Delia. Nicht bloß physisch – Delia hat ihr dunkles Haar und die rosigen Wangen an ihre Tochter weitergegeben –, sondern sie haben oft auch den gleichen Gesichtsausdruck. Zum Beispiel wenn sich auf beiden Gesichtern ein Lächeln entfaltet wie ein großes, schönes Segel.

Ich sehe Sophie noch einen Moment zu und denke darüber nach, was ich täte, wenn jemand sie mir wegnähme, und daß ich die ganze Welt auf den Kopf stellen würde, um sie zu finden. Und dann zögere ich und frage mich, was mich wohl bewegen könnte, sie zu nehmen und für immer von hier wegzubringen.

Ich gehe nach unten und finde Delia nachdenklich auf der Veranda sitzen. Die Beine hat sie quer über Greta gelegt, eine leise schnarchende Ottomane. Als sie mich sieht, fährt sie zusammen. »Hast du –«

»Vor der Anhörung morgen kriege ich ihn nicht frei.«